Udo Schnelle

Einführung in die

Evangelische Theologie

Einführung in die

Evangelische Theologie

Udo Schnelle

Einführung in die

Evangelische Theologie

EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Udo Schnelle, Dr. theol., Jahrgang 1952, studierte Evangelische Theologie in Göttingen. Er war von 1984 bis 1986 Gemeindepastor in Gieboldehausen, von 1986–1992 Professor für Neues Testament in Erlangen und von 1992 bis 2017 in Halle. Er ist Autor zahlreicher Lehrbücher zur Exegese und Theologie des Neuen Testaments sowie zur Geschichte des frühen Christentums.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2021 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH, Leipzig
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Werk wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover und Layout: Kai-Michael Gustmann, Leipzig
Satz: ARW-Satz, Leipzig
Druck und Binden: BELTZ Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

ISBN 978-3-374-06873-9 // eISBN (PDF) 978-3-374-06874-6
www.eva-leipzig.de

Vorwort

Es mag verwundern, dass ein Neutestamentler eine „Einführung in die Evangelische Theologie“ schreibt. Kann er das? Verfügt er über die Kompetenz, über sein Fach hinaus das Ganze der Theologie zu erfassen und darzustellen? Wäre die spezifische Fachkompetenz das alleinige Kriterium, könnte niemand mehr ein solches Buch schreiben, sondern allenfalls sein eigenes Fach darstellen. Das Ergebnis wäre ein im Wesentlichen kommunikationsloses Nebeneinander der einzelnen theologischen Fächer. Diese Entwicklung ist in den letzten fünf Jahrzehnten zu beobachten: Die Spezialisierung und Historisierung der einzelnen Fächer schreitet voran und übergreifende theologisch-hermeneutische Fragen treten in den Hintergrund. Es ist unklar geworden, was Theologie ist und was die einzelnen Fächer zusammenhält. Viele flüchten sich in Philologie, Philosophie, Historismus oder Traditionalismus, in die zahlreichen Spielarten der Geschichts-, Sozial-, Religions- und Sprachwissenschaften oder sie verabschieden sich sogar innerlich von der Theologie. Es ist an der Zeit, die Frage nach dem zu stellen, was eigentlich evangelische Theologie ausmacht und wie sie strukturiert sein sollte, wenn diese Wissenschaft weiterhin ihren Namen verdienen und ihren Platz an den Universitäten und im öffentlichen Diskurs haben will. Diese Aufgabe kann man nicht auf andere abschieben, sondern jeder und jede ist gefordert, denn „der Dogmatiker hat auch exegetische, aber der Exeget hat auch dogmatische Verantwortung!“[1]

Halle, im April 2021 Udo Schnelle

---

1 Karl Barth, Die Kirchliche Dogmatik III/2, VII.

Inhalt

1 Die Stellung der Theologie in den Wissenschaften

1.1 Der Mensch als deutendes Wesen 9
1.2 Sinn, Mythos und Vernunft 13
1.3 Sinn und Erzählung 19
1.4 Der Glaube als Gottes- und Lebenswissen 21
1.5 Theologie an der Universität 25

2 Begriffe: Theologie – evangelisch – Religion

2.1 Der Begriff *Theologie* und seine Entstehung 31
2.2 Warum *evangelische* Theologie? 36
2.3 Warum *Theologie* und nicht *Religion*? 39

3 Die Grundlagen: Die Schrift als lebendiges Zeugnis des Wortes Gottes

3.1 Begriffsbestimmung: Bibel, Schrift, Evangelium, Wort Gottes 52
3.2 Was ist die Schrift? Modelle der Auslegungsgeschichte 58
3.3 Was leistet das Historische und was nicht? 93
3.4 Die Schrift als lebendiges Zeugnis des Wortes Gottes 107
3.5 Das wirksame Wort des Evangeliums 113

4 Die Gegenstände der evangelischen Theologie

4.1 Der eine Gott als Vater, Sohn und Heiliger Geist 125
4.2 Die Welt als Schöpfung 149
4.3 Der Mensch 154
4.4 Die Gemeinschaft 163
4.5 Zeit und Geschichte 172
4.6 Der Glaube 188

4.7 Die Sünde, das Böse und die Gerechtigkeit 196
4.8 Die Freiheit 210
4.9 Das Handeln 220
4.10 Die Hoffnung 230

5 Die Disziplinen der evangelischen Theologie und ihre Methodik

5.1 Altes Testament 242
5.2 Neues Testament 261
5.3 Kirchengeschichte 278
5.4 Systematische Theologie 293
5.5 Praktische Theologie/Religionspädagogik 310
5.6 Religionswissenschaft/Interkulturelle Theologie 325
5.7 Die Vielfalt der Disziplinen und die Einheit der Theologie 340

6 Evangelische Theologie und das Denken der Moderne

6.1 Die Transformationen des Denkens in der Neuzeit 351
6.2 Vernunft, Offenbarung, Mythos und Glaube 370
6.3 Die Teilhabe am Schöpferhandeln Gottes als Zentrum evangelischer Theologie 392

7 Anhang

Literatur 423
Register
Namen 429
Sachen 437
Stellen 439

1.
Die Stellung der Theologie in den Wissenschaften

Wie fügt sich die Theologie in die modernen Wissenschaften ein? Ist sie wirklich die Außenseiterin, für die sie die meisten heute halten; deren Platz an der Universität zwar historisch zu erklären, aber nicht mehr sachlich zu rechtfertigen ist? Über die Antwort auf diese Frage entscheidet, welcher Zugang zur Wirklichkeit gewählt wird und welchen Wissenschaftsbegriff man daraus ableitet. Es wird sich zeigen, dass nicht nur die Theologie über das vor Augen liegende hinausgeht, sondern jede Form menschlichen Lebens und jede Art von Wissenschaft von Deutungen und Voraussetzungen leben, die sie selbst nicht herstellen und verbürgen können.

1.1 Der Mensch als deutendes Wesen

Der Mensch ist ein deutendes Wesen.[2] Er fragt nach sich selbst, seitdem es ihn (im modernen Sinn) gibt, denn das Bild des Menschen von sich selbst war und ist bis heute Grundlage seines Selbstverständnisses. Die Frage des Menschen nach sich selbst ist die Quelle der Kultur, aller Religion und jeder Philosophie; der Ursprung des Denkens und der Ausgangspunkt allen Deutens. Der Mensch ist auf *Selbst- und Weltdeutung* angewiesen, um sein Erleben, seine Erfahrungen, sich selbst und die anderen verstehen zu können und so Selbst- und Weltgewissheit zu

---

2 Vgl. Arnold Gehlen, Der Mensch, 1: „Das von nachdenkenden Menschen empfundene Bedürfnis nach einer Deutung des eigenen menschlichen Daseins ist kein bloß theoretisches Bedürfnis. Je nach den Entscheidungen, die eine solche Deutung enthält, werden Aufgaben sichtbar oder verdeckt. Ob sich der Mensch als Geschöpf Gottes versteht oder als arrivierten Affen, wird einen deutlichen Unterschied in seinem Verhalten zu wirklichen Tatsachen ausmachen; man wird in beiden Fällen auch in sich sehr verschiedene Befehle hören."

erlangen. Jeder Wirklichkeitszugang des Menschen hat somit prinzipiell deutenden Charakter; er ist nicht einfach Wirklichkeitsabbildung, sondern Interpretationsleistung des erkennenden Subjekts, das seine eigene Lebensgeschichte immer mit- und einbringt.[3] Hinzu kommt die immer stärker werdende mediale Vermittlung und Formung von Wirklichkeit. Jeder Mensch nimmt die Welt in äußeren und inneren Bildern wahr, die sein Verstehen und seinen Standort bestimmen. Der Mensch denkt und redet nicht nur von Gott in Bildern, sondern generell in Bildern![4] Bilder sind das Tor zur Wahrnehmung und rufen ihre eigene Wirklichkeit hervor, nämlich die des Sehenden und damit zugleich Deutenden, der immer auch gleichzeitig durch all diese Prozesse gedeutet wird. Deuten ist unausweichlich ein subjektiver, aber nicht subjektivistischer, willkürlicher Vorgang, sondern immer an allgemeine Realitätsvorgaben, an Kommunizierbarkeit (Logik, Sprache, Kritik) und die kulturellen Standards einer Gesellschaft gebunden. Das Leben muss in seinen mannigfaltigen Bezügen gedeutet werden. Wirklichkeit ist nicht jenseits menschlicher Deutungsleistungen zu erfassen, die das Geschehene innerhalb von Erfahrungswelten kanalisieren und ihm in unterschiedlicher Weise Bedeutung zuschreiben.

Deutung und Sinn als anthropologische Grundvollzüge

Diese Zuschreibungsprozesse sind stets auch Sinnbildungen, weil sie als Vergewisserung, Erweiterung oder Neuaufbruch immer auf gültige Orientierung zielen. Mit dem Deutungsbegriff ist der Sinnbegriff aufs

---

3 Zum Deutungsbegriff vgl. Jörg Lauster, Religion als Lebensdeutung, 9–30; vgl. ferner Udo Schnelle, Offenbarung und/oder Erkenntnis der Vernunft? Zur exegetischen und hermeneutischen Begründung von Glaubenswelten, in: Christof Landmesser/Andreas Klein (Hrsg.), Offenbarung – verstehen oder erleben?, Neukirchen 2012, 119–137.

4 Vgl. Malte Dominik Krüger, Ist der Protestantismus eine denkende Religion?, in: Klaus Fitschen u. a. (Hrsg.), Kulturelle Wirkungen der Reformation I, Leipzig 2018, (213–221) 215: „Der Mensch als Sprachwesen ist auf ein grundlegendes Bildverstehen angewiesen, das äußere Bilder, Symbole und Zeichen einschließt und eine innere Einbildungskraft erfordert. Freilich darf letztere nicht gegen die Fähigkeit, mit äußeren Bildern umzugehen, ausgespielt werden, sondern ist vielmehr darin verankert.“ Krüger betont zu Recht, dass damit der in der neuzeitlichen Reli-

Engste verbunden, denn *Sinn* ist Deutungskraft zur Orientierung innerhalb der Lebenszusammenhänge.[5] Menschliches Sein und Handeln zeichnet sich durch Sinn aus.[6] Sinn ist dem menschlichen Sein eingeprägt und erwächst aus Ereignissen, Erfahrungen, Einsichten, Denkprozessen und Deutungsleistungen und verdichtet sich zu Konzeptionen, die inhaltlich eine zeitübergreifende Perspektive für zentrale Lebensfragen bieten, narrativ präsentiert werden können und in der Lage sind, normative Aussagen zu formulieren und kulturelle Prägungen zu entwickeln. Es ist dem Menschen eingeschrieben, nach Sinn zu fragen, denn Sinn vermittelt die innere Einheit mit der Welt und mit sich selbst. Unwillkürlich brechen in jedem menschlichen Leben grundlegende Fragen auf: Wozu bin ich da, wozu lebe ich? Hat mein Leben, hat das Leben ein Ziel und einen Sinn? Worauf kommt es an? Woran soll ich mich halten? Worauf kann ich mich verlassen? Wer gibt Antworten? Der Mensch ist gewissermaßen immer auch eine Frage nach sich selbst und ohne die Suche nach Antworten kann er nicht leben. Es lässt sich keine menschliche Lebensform bestimmen, „ohne auf Sinn zu rekurrieren. Es macht Sinn, Sinn als Grundform menschlichen Daseins zu verstehen."[7] Zudem wird der Mensch immer schon in Sinnwelten hineingeboren.[8] Erfolgreiche und historisch bewährte Sinnbildungen gehen wiederum in Sinnstiftungen über, d. h. in institutionelle Sinnträger und Sinnverwalter (in der Gegenwart: Parteien, Kirchen, Gewerkschaften, Rechtssysteme).

---

gionskritik ständig wiederholte Projektionsvorwurf zu relativieren ist, denn die Bildhaftigkeit menschlichen Denkens und Redens gilt nicht nur im Hinblick auf Gott, sondern für alle Bereiche der Wirklichkeit.

5 Zum geschichtstheoretischen Sinnbegriff vgl. Jörn Rüsen (Hrsg.), Geschichtsbewußtsein, Köln/Weimar 2001; Ders., Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte, Köln/Weimar 2001.

6 Vgl. dazu grundlegend Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Tübingen 1974.

7 Günter Dux, Wie der Sinn in die Welt kam und was aus ihm wurde, in: Klaus E. Müller/Jörn Rüsen (Hrsg.), Historische Sinnbildung, (195–217) 195.

8 Vgl. Thomas Luckmann, Religion – Gesellschaft – Transzendenz, in: Hans-Joachim Höhn (Hrsg.), Krise der Immanenz, Frankfurt am Main 1996, (112–127) 114: „Sinntraditionen transzendieren die Nur-Natürlichkeit des Neugeborenen." Dieser Vorgang kann auch im grundsätzlich anthropologischen Sinn mit dem Begriff der ‚Religion' bezeichnet werden, der allerdings von den konkreten historischen Aus-

Sinn und Transzendenz

Indem der Mensch deutet und nach Sinn fragt, geht er über das hinaus, was ist. Jedes menschliche Leben ist durch Transzendierungen, d. h. durch Überschreitungen (*transcendere*) der normalen Erfahrung gekennzeichnet.[9] *Jeder Mensch versucht eine Vorstellung vom Ganzen zu erlangen, um so im Vertrauen zur Welt und zu sich selbst zu bleiben. Eine sinnhafte Erfahrung der Welt ist die Voraussetzung für gelingendes Leben.* Dabei überschreitet der Mensch notwendigerweise die Grenzen der Alltagserfahrung und allgemein anerkannten Rationalität; er nimmt Zuschreibungen vor und vergewissert sich so des Grundes seiner Existenz und seiner Welt. Diese Zuschreibungen können unterschiedlich ausfallen und verschiedene Begriffe umfassen: das Ganze, erste Ursache, das Schicksal, der Zufall, das Leben, das Göttliche, die Wirklichkeit oder Gott. Diese Form einer horizontalen Transzendenz ist jedem Menschen eigen; sie erwächst aus dem, was über den Menschen hinausweist und was er benötigt, um leben zu können. Kein Mensch ist in der Lage, auf Dauer eine transzendente Obdachlosigkeit zu ertragen, niemand bezieht sich nur auf das Faktische! Deshalb ist die Überschreitung des Faktischen ein ganz natürlicher Lebensvorgang,[10] der von allen Menschen in allen Kul-

Horizontale Transzendenz

---

prägungen von Religionen als Konfessionen zu unterscheiden ist; vgl. Ders., a. a. O., 113: „Ich gehe davon aus, daß das menschliche Leben im Unterschied zu den Lebensformen anderer Gattungen durch eine grundlegende Religiosität gekennzeichnet ist, nämlich durch Einbindung der Individuen in sinnhafte geschichtliche Welten."

9 Deshalb gehört der Begriff der ‚Transzendenz' auch in die Erkenntnistheorie: „‚Transzendenz' ist keine Region im Jenseits aller Regionen; der Begriff zeigt vielmehr nur die Bemühung an, eine Vorstellung von dem Ganzen zu gewinnen, zu dem man selbst gehört und mit dem man, weil man als Person selbst ein nicht gänzlich fassbares – und dennoch selbstbewusst zum Ausdruck gebrachtes – Ganzes ist, auf einem ursprünglich vertrauten Fuße steht." (Volker Gerhardt, Der Sinn des Sinnes, 48)

10 Vgl. Jörn Rüsen, Die roten Fäden, 112: „Menschsein zeichnet sich grundsätzlich durch Bestimmungsgrößen der Weltlichkeit (In-der-Welt-sein) aus, die eine Transzendierung in eine überweltliche Sinndimension darlegen, ja geradezu fordern. Es handelt sich um die anthropologischen Universalien der Fragilität, Fallibilität, Vulnerabilität und moralischen Ambivalenz."

turen in allen Lebensbereichen jederzeit vollzogen wird. Der Mensch lebt in einer Welt, die ihm letztlich entzogen ist, die vor ihm war und nach ihm sein wird.[11] Er kann die Welt erfahren, nicht aber mit ihr verschmelzen. Jede Erfahrung verweist in ihrem Kern auf Abwesendes und Fremdartiges, die eine Miterfahrung von Transzendenz hervorrufen. Zu den unsere Wirklichkeit übersteigenden Transzendenzen gehört (neben dem Schlaf und Krisen) vor allem der Tod, dessen Realität unbezweifelbar, aber dennoch unerfahrbar ist.[12]

1.2 Sinn, Mythos und Vernunft

Nicht nur jedes einzelne menschliche Leben hat einen Sinnüberschuss, der über das Faktische hinausgeht, sondern alle Kollektivphänomene leben von externen Sinnzuschreibungen.[13] Jede Religion, jede Philosophie,[14] aber auch jede politische Idee und alle Formen von Wissenschaft sind ein Deutungs- und Erschließungsvorgang, der das Leben erklären und sinnvoll gestalten soll. Dieser konstruktive Zug des Erkennens trifft auch für die Naturwissenschaften zu. Ihre großen Narrative werden ebenfalls von Konstruktivität und Kontextualität bestimmt und ihre Fabrikation von Erkenntnis ist alles andere als voraussetzungslos. Wissenschaft ist immer partikular und perspektivisch; sie erkennt nur die Gegenstände, auf die sich ihr Blick richtet. Ihre Ergebnisse hängen von den gestellten Fragen und angewandten Methoden ab. Die Naturwissenschaften sind immer eine nach bestimmten Regeln interpretierte Rationalität, die inzwischen umfassend in den Sog externer politischer

---

11 Vgl. hierzu die Überlegungen von Alfred Schütz/Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt II, Frankfurt am Main ³1994, 139 ff.

12 Thomas Luckmann, Die unsichtbare Religion, Frankfurt am Main 1991, 167 f., unterscheidet zwischen ‚kleinen' (Alltagserfahrungen) und ‚großen' Transzendenzen (vor allem: Schlaf, Tod).

13 Zu den folgenden Überlegungen vgl. auch Kap. 6.2: Vernunft, Offenbarung, Mythos und Glaube.

14 Vgl. Jean Grondin, Die Philosophie der Religion, Tübingen 2012, der betont, dass jede philosophische Suche nach Sinn, Weisheit und Vernunft jeweils Vorleistungen der Religion voraussetzt.

und ökonomischer Interessen geraten ist.[15] Zumal mit den Erkenntnisgewinnen der Moderne massive Erkenntnisverluste auf vielen Gebieten einhergehen, deren Folgen sich zumeist erst sehr viel später erschließen. *Es gibt immer mehr Wissen, aber immer weniger Gewissheiten!* Obwohl sich die Naturwissenschaften in der Neuzeit alle Elemente der Wahrheit selbst zugeschrieben haben, sind sie nicht ‚objektiv' im Gegensatz zu ‚subjektiven' Wirklichkeiten wie Liebe, Freundschaft, Freiheit, Hoffnung oder Glaube, sondern ein bestimmter und zugleich sehr begrenzter Wirklichkeitszugang, bei dem im Wesentlichen die Setzungen, Fragen und Methoden die Antworten bestimmen, die Geltung von der selbst aufgestellten Axiomatik abhängt. „*Diese Axiome definieren die allgemeine Art und Weise, mit der die Wirklichkeit wissenschaftlich betrachtet wird.* Sie stellen den Rahmen dar, in dem sich alles wissenschaftliche Behaupten und empirische Prüfen abspielt; sie sind das Bezugssystem, in dem alles Wirkliche aufgefaßt, gedeutet und verarbeitet wird; sie bestimmen die Fragen, die man an das Wirkliche stellt, und diese Fragen bestimmen daher in gewissem Sinne die Antworten mit, die es uns darauf gibt; mit ihnen *organisieren* wir sozusagen die wissenschaftliche Erfahrung."[16] Dies gilt natürlich auch für die Ethik und das Recht, wie z. B. die Grundrechte der deutschen Verfassung (1949) oder die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen (1948) verdeutlichen. Sie sind axiomatische Setzungen angesichts der Erfahrung totalitärer Herrschaftssysteme und verdanken sich wesentlich christlichen Wertvorstellungen.[17] Denkbar wären auch ganz andere Ansätze, die nicht die Rechte des Individuums betonen, sondern den Vorrang eines Landes, einer politischen Partei, einer Religion oder einer Rasse.[18]

---

15 Vgl. dazu Karin Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt am Main 1991.

16 Kurt Hübner, Die Wahrheit des Mythos, 250 (Hervorhebung im Original).

17 Vgl. dazu Jörg Baur (Hrsg.), Zum Thema Menschenrechte, Stuttgart 1982; Peter G. Kirchschläger, Wie können Menschenrechte begründet werden? Ein für religiöse und säkulare Menschenrechtskonzeptionen anschlussfähiger Ansatz, Münster 2013.

18 Vgl. Jürgen Habermas, Auch eine Geschichte der Philosophie II, 791: „Werte sind grundsätzlich interkulturell umstritten, sie können jedenfalls nicht mit Gründen, die allgemeine Geltung beanspruchen, in eine transitive Ordnung gebracht werden."

Wirklichkeit als Modellkategorie

Es hat sich gezeigt, wie sehr Wirklichkeit (und ihre möglichen Formungen) immer eine Modellkategorie ist, die zudem als Ganzes nicht erfasst werden kann. Weder die Welt noch das Universum kann von jemandem wirklich gedacht werden.[19] Man setzt vielmehr aus der je persönlichen Perspektive immer schon voraus, dass es die Wirklichkeit als Ganzes tatsächlich gibt. Dabei ist jedes Bild von Wirklichkeit zudem kontextuell bedingt, weil es von den allgemein gültigen Wirklichkeitsvorgaben der jeweiligen Zeit abhängt. Sie sind wiederum kulturell geprägt und ständig im Wandel. Unter diesen Bedingungen kann Wirklichkeit ohne eine innerweltliches Verstehen übersteigende Organisation nicht verstanden werden. Sie würde in unzählige empirische Daten zerfallen, von denen unmöglich zu sagen wäre, wie sie zu verknüpfen sind und welchen Sinn sie ergeben. Erst eine auf etwas Übergreifendes bezogene Vorstellung/Erzählung macht verständlich, was als bloßes Faktum Ratlosigkeit auslösen würde. Deshalb muss das Denken ständig transzendieren und ist auf Voraussetzungen angewiesen, die es selbst nicht gewähren kann; es erachtet etwas als notwendig, was ihm letztlich entzogen ist und was es auch nicht nachweisen kann.

Wirklichkeit und Mythos

Die klassische Form dieses Denkens ist die mythologische Redeweise, denn mit einem Mythos wird die Geschichte für etwas geöffnet, was rein geschichtlich nicht mehr darstellbar ist. Der Mythos ist ein kulturelles Deutungssystem, das auf Sinngebung von Welt, Geschichte und Menschenleben zielt, zur Identitätsbildung führt und eine handlungsleitende Funktion gewinnt.[20] Medial werden Mythen zumeist als Erzählung

---

19 Eine klassische Antwort auf die Frage nach Wirklichkeit gab Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus, Frankfurt am Main ^{11}1976, 11: „Die Welt ist alles, was der Fall ist." Wer aber kann sagen, ‚was der Fall ist'? Antwort: Niemand! Zur aktuellen Diskussion vgl. Markus Gabriel/Malte Dominik Krüger, Was ist Wirklichkeit?, Tübingen 2015.

20 Neben dem erwähnten Band von Kurt Hübner vgl. zum Mythos-Begriff: Roland Barthes, Mythen des Alltags, Frankfurt am Main ^{23}2003 (= 1957); Leszek Kolakowski, Die Gegenwärtigkeit des Mythos, München 1973; Hans Heinrich

präsentiert; sie erläutern in narrativer Form das, was Welt und Leben grundlegend bestimmt und stellen dabei die Symbole bereit, die für jede Aneignung unentbehrlich sind. Mythisches Reden und Denken[21] will die Wirklichkeit erklären und ist dadurch gekennzeichnet, dass etwas in der Geschichte ist, aber nicht in ihr aufgeht und in ihr nicht wirklich realisiert werden kann; wenn etwas einen Verweischarakter auf eine höhere Ebene hat, sei es eine notwendige Idee oder Vorstellung, sei es ein Gott. Mythisches Denken fragt wie andere Wissenschaften nach der Wirklichkeit,[22] grenzt diese Wirklichkeit aber nicht von vornherein ein. *Mythisch ist somit etwas, was in die Geschichte hineinragt und sie zugleich überragt.* Diese Ebene ist nicht nur religiösem Denken eigen, sondern auch Modellbegriffen menschlicher Existenz wie Wirklichkeit, Freiheit, Wahrheit oder Gerechtigkeit. All diese Begriffe sind notwendig für das Verstehen des Lebens und der Welt, lassen sich aber zugleich in letzter Konsequenz innerweltlich nicht demonstrieren. *Sie leben von menschlicher Zuschreibung, sind auf Hoffnung hin angelegt und überschreiten in jedem Fall das Faktische!* Mythisches Reden und Denken bezieht sich keineswegs nur auf Götter, sondern: „Mythisches Denken ist nicht vergangen, sondern uns jederzeit eigen."[23] Mythisches Denken und mythische Motive finden sich fast überall: in der Politik, im Recht, in der Kunst, der Musik und der Literatur. Die Moderne ist durchzogen

---

Schmid (Hrsg.), Mythos und Rationalität, Gütersloh 1988; Gerhard Sellin, Art. Mythos, RGG^4 5, Tübingen 2002, 1697–1699; Annette Zgoll/Reinhard G. Kratz (Hrsg.), Arbeit am Mythos, Tübingen 2013.

21 Das griechische ὁ μῦθος meint nichts anderes als öffentliche Rede, Erzählung, mündlicher Vortrag (vgl. Homer, Odyssee 3,94; 4,324); das Verb μυθέομαι bedeutet ‚reden, sprechen, sagen'; vgl. Franz Passow, Handwörterbuch der Griechischen Sprache II/1, Leipzig ^{5}1852, 290 f. Eine besondere Form ist dann die Rede bzw. Erzählung von Gott bzw. den Göttern. Zur Begriffsgeschichte vgl. Axel Horstmann, Der Mythosbegriff vom frühen Christentum bis zur Gegenwart, ABG 23 (1979), 197–245.

22 Vgl. Ernst Cassirer, Versuch über den Menschen, 121, der zum mythischen und wissenschaftlichen Denken feststellt: „Natürlich gehen beide Denkweisen nicht die gleichen Wege. Sie scheinen allerdings nach der gleichen Sache zu suchen: nach Wirklichkeit."

23 Karl Jaspers, Wahrheit und Unheil der Bultmannschen Entmythologisierung, in: Karl Jaspers/Rudolf Bultmann, Die Frage der Entmythologisierung, München 1981 (= 1954), (29–80) 42.

von mythischen Erzählungen. Wir sprechen vom Mythos der Neuzeit (unsere Epoche ist allen anderen überlegen), vom Mythos des Fortschritts/der Moderne (die technische Vernunft wird alle Probleme lösen), vom Mythos historischer Ereignisse (Antike: Alexander d. Gr./Gegenwart: 9/11) oder vom Mythos des Erfolges einer Sache/eines Gegenstandes/eines Ortes. Es handelt sich um Vorstellungen, die wir zum Verständnis und zur Organisation unserer Wirklichkeit benötigen, die aber unserem Zugriff letztlich entzogen sind und sich einstellen (oder nicht). Der Mythos als eine klassische Deutungskategorie überschreitet die unmittelbare Erfahrung und öffnet durch seine überindividuelle Perspektive das Seiende dem Verstehen; er entwirft ein notwendiges Bild von Gegenwart und Zukunft, ordnet ein und formuliert so das Selbst- und Weltverständnis einer Gruppe.

Wissen und Glaube

So wie Mythos und Rationalität keine Gegensätze sind, ist auch der vielfach behauptete Gegensatz zwischen Vernunft und Glaube, Glauben und Wissen nur ein scheinbarer! Wissen setzt immer ein Vertrauen in die eigenen Erfahrungen und einen Glauben an die Tragfähigkeit der eigenen Lebenswelt voraus, die sich aus dem Wissen selbst nicht ableiten, sondern dessen Grundlage sind.[24] Um leben zu können, muss ich ein Grundvertrauen in die Sinnhaftigkeit meiner Existenz und der Welt insgesamt haben, das meinen Horizont weit übersteigt und sich nicht einfach aus dem Faktischen ergibt.[25] Dieser Glaube im Sinne des Zutrauens an die Sinnfähigkeit und Sinnhaftigkeit des Ganzen ist die Basis des Lebens und zugleich die (zumeist unausgesprochene) Voraussetzung allen Denkens/Wissens. Die Inhalte dieses Zutrauens sind natürlich verschieden, aber generell gilt: *Bereits die Option für eine bestimmte Form des Denkens und des sich daraus ergebenden Wissens erfordert ein Vertrauen, einen Glauben.*[26] Deshalb ist das bewusste oder unbewusste

---

24 Vgl. Volker Gerhardt, Der Sinn des Sinnes, 160: „Alles Wissen beruht auf Voraussetzungen, die selbst nicht durch Wissen abgesichert sind … Wer etwas weiß und darauf baut, setzt auf ein Fragment, das ihm als Ersatz für das Ganze dient."

25 A. a. O., 44: „Wir *glauben* an das, was wir nicht vollständig *denken* können."

26 Vgl. a. a. O., 41: „Sowenig jemand ohne zu denken glauben kann, so unmöglich ist es ihm zu denken, ohne wenigstens daran zu glauben."

Einbezogensein in eine übergeordnete Macht/Wirklichkeit das (geheime oder offene) Fundament allen Lebens. Glauben und Denken, Glauben und Wissen bedingen einander und sind aufeinander angewiesen. Sie gehören nicht zu verschiedenen Welten, sondern unabweisbar gemeinsam zu jeder einzelnen Lebenswelt und erschließen auf je eigene Weise die Wirklichkeit. Auch die Vernunft lebt von einer Grundannahme, nämlich vom Vertrauensvorschuss in die Sinnhaftigkeit der Welt. Zudem sind auch die Verstehensbedingungen selbst, speziell die Vernunft und der jeweilige Kontext, einem Wandlungsprozess unterworfen, insofern die jeweilige geistesgeschichtliche Epoche und die sich notwendigerweise ständig wandelnden erkenntnisleitenden Absichten das Erkennen bestimmen. Schließlich: In jedes Bild der Welt, das ich mir mache, ist ein Bild meiner selbst eingezeichnet, alles was ich denke, bin ich auch immer selbst; es ist nie die Vernunft, sondern meine Vernunft!

Sinn, Mythos und Vernunft stellen weder in sich abgeschlossene Entitäten noch Gegensätze dar, sondern sie greifen ständig ineinander und sind aufeinander angewiesen, um die Vielfalt und Vielschichtigkeit der Wirklichkeit samt ihrer Voraussetzungen zu erfassen und ein tragfähiges, gesichertes Lebensgefühl zu ermöglichen. Mythisches Denken ist keineswegs ein Spezifikum der Theologie, sondern alle Modellbegriffe menschlicher Existenz sind mythisch, weil sie über sich selbst hinausweisen, nicht einfach hergestellt werden können, in der Geschichte nicht aufgehen und auf etwas Höheres verweisen, das sie erhoffen und zugleich voraussetzen. Für theologisches Denken bleiben mythische Vorstellungen und mythische Redeweise unerlässlich, denn die Verflechtung der göttlichen Welt mit der menschlichen Geschichte und damit Gottes Wirken in der Welt kann nur in mythischer Form gedacht, formuliert und rezipiert werden.

1.3 Sinn und Erzählung

Nicht nur Mythen, sondern auch alle erfolgreichen Sinnbildungen münden in *Erzählungen*.[27] Solche Erzählungen sind z. B. die Werke Homers (8. Jh. v. Chr.), die biblische Urgeschichte (Gen 1–11), die neutestamentlichen Evangelien, aber auch nationale Epen wie das Nibelungenlied, die Artussage oder Wilhelm Tell. Solche Werke gehören zu den ‚Meistererzählungen', die Menschen „eine Vorstellung von ihrer Zugehörigkeit, ihrer kollektiven Identität, vermitteln: nationale Begründungs- und Erfolgsgeschichten, religiöse Heilsgeschichten"[28]. Solche Sinnbildungen gewinnen ihre Kraft nicht jenseits ihrer Inhalte, sondern nur aus der Interdependenz von Inhalt und Form. Faszinierende Inhalte werden in einer meisterhaften Form präsentiert.

Homer überliefert mit der *Ilias* und der *Odyssee* nicht nur zwei spannende und unterhaltsame Epen, sondern vor allem eine archaische, zugleich aber bis heute aktuelle Deutung der Wirklichkeit. In der Ilias wird der Kampf um Troja zu einer Inszenierung der Kräfte, die die Welt und das Leben des Einzelnen bestimmen: Gewalt, Krieg, Sterben, Liebe, Eifersucht, Gier, Zorn und Ehre. Der Kampf als Mutter aller Dinge tritt in den Vordergrund und Gegensätze prägen: unsterbliche Götter/Halbgötter – sterbliche Menschen, Gerechtigkeit – Ungerechtigkeit, Tod – Leben, Jugend – Alter, Mann – Frau, Meer – Land, Tag – Nacht. In der Odyssee ist es die von Göttern/dem Schicksal beeinflusste Irrfahrt des Menschen durch das Leben, seine Sehnsucht nach Heimat, Identität und Liebe, die das Geschehen vorantreiben. Bereits bei Homer dominiert das agonale Prinzip, die Konkurrenz, das Übertrumpfen des Anderen, der Sieg, immer verbunden mit Kampf, Leid und Tod.

Die biblische Urgeschichte (Gen 1–11) entwirft in ihrer vorliegenden Gestalt ein Bild des Anfangs, das auf der Basis des damaligen Wissens den Menschen ein Bild über die

---

27 Vorausgesetzt wird ein weiter Erzählbegriff, der nicht auf bestimmte literarische Gattungen fixiert ist. Ausgehend von der grundlegenden Einsicht, dass Erfahrung von Zeit narrativ bearbeitet werden muss, liegt es nahe, „die Erzählung als eine bedeutungs- oder sinnhafte bzw. Bedeutung oder Sinn stiftende Sprachform aufzufassen. Dies soll heißen: Schon die narrative Form menschlicher Selbst- und Weltthematisierungen verleiht Widerfahrnissen und Handlungen Sinn und Bedeutung – unabhängig vom jeweiligen Inhalt der erzählerischen Präsentation" (Jürgen Straub, Über das Bilden von Vergangenheit, in: Jörn Rüsen [Hrsg.], Geschichtsbewußtsein, Köln/Weimar 2001, [45–113] 51 f.).

28 Jörn Rüsen, Kann gestern besser werden? Über die Verwandlung der Vergangenheit in Geschichte, in: Ders., Kann gestern besser werden?, Berlin 2003, 29 f.

Struktur der Welt und ihre eigene Situation geben will. Sie bedenkt die Entstehung der Welt und ihrer Ordnungen, ebenso das Woher des Menschen und seiner Mitgeschöpfe sowie die Ursprünge der Kultur. Zudem werden fundamentale Fragen des Lebens behandelt: Woher kommt das Böse? Warum bringen sich Menschen gegenseitig um? Straft Gott die Menschen? Warum überwiegt in der Schöpfung die Ordnung und nicht das Chaos? Warum gibt es unterschiedliche Nationen und Sprachen? Dabei teilen alle Erzählungen die Grundüberzeugung antiken Denkens, wonach alles Gegenwärtige und Zukünftige im Anfang sein Wesen erhielt.

Die Erzählung verfügt über eine erstaunliche Leistungsfähigkeit; sie ist die Form, in der sich das Innerste artikulieren kann und zugleich das Äußere eine Gestalt findet. Das Denken und Fühlen ist nichts anderes als eine innere Erzählung, die jederzeit zu einer äußeren Erzählung, zur Mitteilung werden kann. Die Erzählung konstituiert *Zeit* und verleiht dem Einmaligen Dauer,[29] wodurch Rezeption und Traditionsbildung überhaupt erst ermöglicht werden. Die Erzählung relationiert in sachlicher, zeitlicher und räumlicher Hinsicht; eine Erzählung stiftet *Einsicht*, indem sie neue Zusammenhänge schafft und den Sinn des Geschehens hervortreten lässt.[30] Eine weitere Funktion von Erzählungen besteht in der *Wissensbildung* und *Wissensvermittlung*. Erzählungen berichten, beschreiben und erklären Geschehnisse, vermehren das Wissen und bilden ein Weltbild, an dem sich Menschen orientieren können. Ein besonderes Leistungsmerkmal von Erzählungen ist die Bildung, Präsentation und Stabilisierung von *Identität*.[31] Erzählungen stiften und verbürgen einen Sinnzusammenhang, der durch Identifikationen zur Identitätsbildung führt. Durch Erzählungen werden Erinnerungen hervorgerufen und transportiert, ohne die es keine dauerhafte Identität geben kann. Insbesondere in Erzählungen bearbeitete kollektive Erfah-

---

29 Vgl. Aleida Assmann, Zeit und Tradition, Köln/Weimar 1999, 4: „Durch Zeitkonstruktionen werden Sinnhorizonte entworfen".

30 Vgl. Jürgen Straub, Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung, in: Jürgen Straub (Hrsg.), Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein, Frankfurt am Main 1998, (81–169) 124 ff.

31 Zum Begriff der Identität vgl. Bernd Estel, Art. Identität, HRWG III, Stuttgart 1993, 193–210; Jürgen Straub (Hrsg.), Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein, Frankfurt am Main 1998; Aleida Assmann/Heidrun Friese (Hrsg.), Identitäten, Frankfurt am Main ²1999; Friederike Portenhauser, Personale Identität in der Theologie des Paulus, 7–215.

rungen rufen bei den Subjekten Identifikation hervor, die in Handlungs- und Lebensorientierungen übergehen. Die *Orientierungsbildung* gehört zu den grundlegenden praktischen Funktionen von Erzählungen. Erzählungen bieten die Möglichkeit, die eigene Existenz im Spiegel anderer Leben zu reflektieren und zu bestimmen. Durch Erzählungen werden Handlungsmöglichkeiten eröffnet oder verschlossen, sie strukturieren den Handlungsraum von Menschen. Erzählungen haben deshalb auch immer eine normative Dimension, sie sollen ethische Orientierungsleistungen bringen. Die *Vermittlung von Werten und Normen*, das Angebot oder die Revision von Standpunkten gehören zu den weiteren Funktionen von Erzählungen.[32] Indem Erfahrungen und Erwartungen, Werte und Orientierungen durch Erzählungen vermittelt werden, bildet sich ein ethisches und pädagogisches Bewusstsein heraus. Zugleich liefern Erzählungen die Basis für Traditions- und Wissensbildungen, deren Teil sie selbst sind, indem sie Kontinuität herstellen und sicherstellen, dass Informationen, Deutungsleistungen, Verhaltensformen sowie Werte gebildet und durch die Zeit hindurch weitergegeben werden.

Alles ist Erzählung

1.4 Der Glaube als Gottes- und Lebenswissen

Erfolgreiche Erzählungen gehen in Traditions- und Wissenssysteme über und bestimmen so das Denken, die Weltsicht sowie die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Menschen und Völkern;[33] sie bilden als Summe der Überzeugungen den Kern jeder Identität. Ob Weltanschauung, politisches Programm, Philosophie oder Religion; sie alle erzeugen Wissen. Dabei umfasst Wissen mehr als Wissenschaft; es ist sozial vermittelter Sinn, der es ermöglicht, das Leben in der Alltagswelt zu bewäl-

32 Vgl. dazu Kenneth J. Gergen, Erzählung, moralische Identität und historisches Bewußtsein, in: Jürgen Straub (Hrsg.), Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein, 170–202.

33 Vgl. Hubert Knoblauch, Wissenssoziologie, 351 ff. Der Klassiker der neueren wissenssoziologischen Diskussion ist: Peter L. Berger/Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt am Main ^{17}2000.

tigen. Dieses Wissen wird zunächst von Einzelpersonen, dann von Gruppen und schließlich von einer Gesellschaft anerkannt. Ein solcher Anerkennungsprozess kann durchaus längere Zeit in Anspruch nehmen; er ist zumeist durch Diskurse und auch Konflikte geprägt, die am Ende in eine freiwillige oder auch erzwungene Akzeptanz münden. Dabei setzen in der Regel Gruppen ihre Vorstellungen von Wirklichkeit durch, indem sie durch Diskurse[34] argumentativ und/oder durch Zwang bestimmenden Einfluss gewinnen.

Glaube als Wissen

Religion – hier der christliche Glaube – gehört zu den ältesten und natürlichsten Wissens- und Sinnwelten.[35] Sie entsteht wie alle anderen Wissenswelten auch, denn die Grundstruktur dieses Vorganges ist mit der Bildung anderer Wissenswelten prinzipiell vergleichbar: Erfahrungen werden gedeutet und als Weltsicht in das Leben integriert, wobei ein Vertrauen in die Sinnhaftigkeit dieses Geschehens die Grundlage bildet. Dieses Vertrauen wiederum ist im Kern ein Glaube; der Glaube an Gott oder ein Glaube an das eigene Weltbild und die Wissenschaft, an das Glück und die Liebe; ein Glaube an politische Ideen und Systeme, an ethische und soziale Werte usw. Immer wird der Glaube von den eigenen Erfahrungen getragen und reift zum individuellen Wissen, dabei stets durch allgemein akzeptierte Anschauungen angereichert.

Religiöse Erfahrungen unterscheiden sich allerdings von anderen Wirklichkeitsdeutungen, weil sie sich nicht auf ein unmittelbares Objekt beziehen, sondern über sich selbst hinausweisen, sich auf etwas Vorgegebenes, auf eine göttliche Dimension berufen. Der Mensch versteht die Wechselwirkung von Erlebnis und Deutung in einer ganz besonderen Weise, indem er sich von einer über ihn selbst hinausgehenden Wirklichkeit angesprochen und ergriffen fühlt. Religion erschöpft sich nicht in den kognitiven Dimensionen von Weltbildern, sondern strukturiert das Ganze des Lebens einschließlich seiner sakralen Dimen-

---

34 Zum Diskursbegriff vgl. den Forschungsüberblick bei Reiner Keller, Diskursforschung, Wiesbaden ²2004, 13–60.

35 Vgl. Hubert Knoblauch, Wissenssoziologie, 353: „Auch die Religionen erzeugen ein Wissen (und sind dabei auch sehr produktiv), und das visuelle Wissen der bildenden Kunst etwa prägt ganze Kulturen."

sionen. Weil Menschen diese Erfahrungen machen, sind Erfahrungen immer auch eine Art Selbsterfahrung, gehen aber darin nicht auf.[36] Zum Wesen von religiösen Transzendenzerfahrungen gehört es, dass sie sich einstellen und den Menschen ergreifen. Der Deutungs- und Konstruktionscharakter dieses Vorganges lässt sich dennoch nicht leugnen und muss auch nicht getilgt werden, denn wir sind und bleiben es, die deuten, religiöse Sinnwelten erstellen und Transzendenzerfahrungen haben. Das heißt aber keineswegs, dass der glaubende Mensch das alleinige Subjekt ist, denn diese Sinnwelten sind als Antwort und Reaktion auf eine ganz bestimmte Art und Weise der Welterfahrung zu deuten, nämlich der Erfahrungen des Göttlichen/Heiligen.[37] Sie sind ihrem Selbstanspruch nach mehr als Beschreibungsfiguren und verweisen auf eine externe Realität. Das Erleben einer transzendenten Wirklichkeit, das Bezogensein auf eine andere Dimension sind nicht Erfahrungen zweiter Klasse, sondern sie haben die Gewissheit allen personalen Geschehens: Sie basieren auf Vertrauen, das nicht in der Rolle eines Beobachters, sondern nur als beteiligte Person erfahren werden kann.

Der Glaube als Lebens- und Orientierungswissen

Warum aber nehmen Menschen religiöse Deutungen vor? Offenbar tun sie es, weil sie solche Deutungen für hilfreich und plausibel halten.[38] *Religion ist die erste und älteste Form von Weltdeutung; sie ist keine Illusion oder Projektion, sondern als psychische Realität ein Teil des Lebens und der Wirklichkeit.*[39] Bei Milliarden von Menschen ist der Glaube (wie

---

36 Vgl. Jörg Lauster, Religion als Lebensdeutung, 25 f.

37 Vgl. Volker Gerhardt, Natürliche und rationale Theologie, in: Roderich Barth/Rochus Leonhardt (Hrsg.), Die Vernunft des Glaubens, (41–68) 52: „Das, wonach im Göttlichen gesucht wird, kann vom Menschen nur im Modus des Sinns erstrebt und benannt werden."

38 Vgl. Jörn Rüsen, Die roten Fäden, 75, der zu den Gefährdungen und der Verletzlichkeit des Menschseins feststellt: „Religion ist ein Sinnkonzept, das diese Eigenschaften des Menschen nicht einfach als anthropologische fundamentale Tatsachen hinnimmt, sondern sie als Problemlage des Menschen ansieht und Lösungen entwickelt und lebenspraktisch realisiert."

39 Vgl. Holm Tetens, Gott denken. Ein Versuch über rationale Theologie, Stuttgart 2015, 82: „Aus unseren Überlegungen folgt noch etwas anderes: So wie wir Gott definiert haben, kann er auf eine einzige Weise indirekt in der Erfahrungswelt gegen-

die Liebe oder die Hoffnung) eine psychische Realität, die zum Verstehen und zur Bewältigung von Lebenssituationen und zum Lebenssinn beiträgt, und die als einleuchtend, hilfreich und gut empfunden wird. Dabei dominiert eine überaus plausible und attraktive Grundeinsicht: Mein Leben und alles, was damit verbunden ist, darf ich als Geschenk Gottes verstehen und annehmen. Das ist die geheime Formel für gelingendes positives Leben: Die Dinge, die einem widerfahren, als Gabe Gottes hinzunehmen; den Geschenkcharakter des Lebens anzuerkennen. Alles, was unser Leben bestimmt und wirklich lebenswert macht, hat Geschenkcharakter: das Leben selbst, die Liebe, die Dankbarkeit, die Hoffnung, die Zuversicht, die Freundschaft und der Glaube. Wir können sie nicht herstellen, es gibt keine ‚Beweise', sondern sie ereignen sich, stellen sich ein, sie werden uns geschenkt. Wer dies verstanden hat, für den verändert sich die Selbst- und Weltsicht. Deshalb ist der christliche Glaube nicht nur Lebensdeutung und bewusste Lebensführung, sondern auch Lebenskunst und positives Lebenswissen. Er betont die göttliche und menschliche Liebe als grundlegende Lebenskräfte und aktiviert die positiven Lebenskräfte: das Vertrauen auf Gott und in das Leben, die Dankbarkeit, die Kraft der Vergebung, die Achtung der Mitgeschöpfe und der Schöpfung, die Nächstenliebe und den inneren Frieden als Voraussetzung äußeren Friedens.

Der Geschenkcharakter des Lebens

Der Glaube gehört zum weiten Bereich des Lebens- und Orientierungswissens, d. h. zu den elementaren Einstellungen zum Leben, die sich gleichermaßen mit Fühlen und Denken verbinden (z. B. ethischer Wertekanon, Hoffnungsinhalte, Liebesfähigkeit, Gefühl des Geborgenseins und der positiven Lebenseinstellung sowie Lebensgestaltung). Diese Faktoren sind für gelingendes Leben mindestens so wichtig wie die allgegenwärtigen materiellen Güter.

---

wärtig sein, dort nämlich, wo Menschen in ihrem Leben auf Gott hoffen, ihn loben, ihn in ihren Nöten anrufen, ihn fürchten und – das gerät angesichts der Theismusphobie so vieler Philosophen leicht in Vergessenheit – wo Menschen ihn vernünftig zu denken versuchen."

1.5 Theologie an der Universität

Seitdem es Universitäten gibt, wird christliche Theologie an ihnen gelehrt.[40] Über Jahrhunderte war die Geschichte der Wissenschaften vor allem eine Geschichte der Theologie. Der Siegeszug der Naturwissenschaften sowie die Destruktion der Gottesbeweise durch Immanuel Kant[41] und die damit verbundenen Konflikte mit der Kirche und der Theologie (Stichwort: Galileo Galilei) veränderten die Situation nachhaltig: Nun erscheint Theologie vielen als eine Art Fremdkörper an der Universität, weil sie nicht mit den Evidenzverfahren der Naturwissenschaften arbeitet und mit Gott eine Wirklichkeit zum Ausgangspunkt nimmt, die innerweltlich nicht beweisbar ist. Auf Seiten der Theologie wurden angesichts dieser Situation drei maßgebliche Gegenstrategien entwickelt:[42]

1) Dem damaligen Weltbild verhaftete und heute als anstößig empfundene Vorstellungen (z. B. die Wunder Jesu) werden ‚entmythologisiert', d. h. auf der Bildebene überwunden und einer (zumeist anthropologischen) Sachebene zugeführt. Dieses vor allem von Rudolf Bultmann (1884–1976) vertretene Programm kommt den Wissenschaften entgegen, indem es deren Weltbild und seine Wahrheitsansprüche faktisch als normativ akzeptiert und falsche Hindernisse abbauen möchte, um zum ‚Kern' des Glaubens zu führen.

2) Das gegenteilige Konzept vertritt Karl Barth (1886–1968) mit einer offenbarungstheologischen Offensive. Er stellt im Gestus der

---

40 Die Universitäten entwickelten sich im Europa des Hochmittelalters (11./12. Jh. n. Chr.) aus den frühmittelalterlichen Kloster- und Domschulen, wobei zunächst die Auslegung des kirchlichen Rechts im Mittelpunkt stand (z. B. Bologna); vgl. dazu Walter Rüegg (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa I: Mittelalter, München 1993; Wolfgang E. J. Weber, Geschichte der europäischen Universität, Stuttgart 2002.

41 In seiner ‚Kritik der reinen Vernunft' (1781) führte Kant den überzeugenden Nachweis, dass man das Dasein Gottes grundsätzlich nicht ‚beweisen' kann, denn es gibt dafür keine allgemein zugängliche Erfahrungsebene. Zugleich stellte er aber heraus, dass man ebenso wenig beweisen kann, dass Gott *nicht* existiert. Zudem ist es für Kant zwingend, aus moralischen Gründen an die Existenz Gottes glauben zu dürfen; für ihn ist die Ethik die Grundlage der Religion.

42 Vgl. dazu in diesem Buch S. 71–87 (Darstellung der Entwürfe von Schleiermacher, Barth und Bultmann).

Überbietung den Ansprüchen der Wissenschaften eine von Gott und seiner Wirklichkeit handelnde Meta-Erzählung[43] entgegen. Sie fordert zum Gehorsam, d. h. zum Glauben gegenüber dem einzig wahren Herrn, Schöpfer, Erhalter und Versöhner der Welt auf.

3) Im Anschluss an Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834) und die liberale Theologie (Blütezeit ca. 1850–1920) wird die Religion zu einem eigenständigen und bei jedem Menschen potentiell vorhandenen Wirklichkeitsbereich erklärt.[44] Ziel ist es dann nicht, von außen normative Ansprüche zu stellen, sondern Einblicke in und für die Gründe zu verschaffen, warum Religion als Grundform humaner Sinnbildung und Deutungskultur zu verstehen ist. Dieser kulturanthropologische Ansatz versucht die Wissenschaften gewissermaßen für sich einzunehmen, indem er behauptet, wie jene nur davon auszugehen, was vorhanden ist, und es zu deuten.

Religion als ein Archetyp von Welt- und Lebensdeutung

Wie lässt sich die zu Beginn des Kapitels gestellte Frage beantworten: Mit welcher Begründung soll auch heute noch christliche Theologie als Wissenschaft an Universitäten gelehrt werden? Der Verweis auf die Geschichte der Universität und der historisch gewachsenen rechtlichen Stellung der Theologie im Miteinander von Staat und Kirche ist sinnvoll, reicht allein aber nicht aus, denn Theologie könnte auch ausschließlich an kirchlichen Ausbildungsstätten und nicht an staatlichen Universitäten unterrichtet werden. Es lassen sich aber Gründe aus den vorangegangenen Überlegungen anführen, die über historische Prozesse hinaus allgemein verstehbar, nachvollziehbar und auch diskutierbar sind:

1) Religion ist als ein Archetyp von Welt- und Lebensdeutung eine bedeutsame, die Wirklichkeit prägende Realität, ob man sie nun für die höchste Form des Geistes oder eine Verirrung hält.[45] Das vielfach postu-

---

43 Diese Meta- und Gegen-Erzählung ist die zwischen 1932–1967 entstandene und ca. 10 000 Seiten umfassende „Kirchliche Dogmatik".

44 Vgl. Friedrich D. E. Schleiermacher, Reden über die Religion, 91: „Der Mensch wird mit der religiösen Anlage geboren wie mit jeder anderen."

45 Für eine Verirrung (oder sogar Krankheit) hält Religion z. B. Richard Dawkins,

lierte Absterben der Religion hat nicht stattgefunden, weil Religion eine anthropologische Ressource darstellt. Es gibt Verlagerungen und Veränderungen, nicht aber ein Verschwinden von Religion.[46] *Weil die Wissenschaften die Wirklichkeit/das Leben analysieren, deuten und erklären, muss auch Religion/Theologie ein Thema der Wissenschaften sein.*

2) Die Beschäftigung mit Religion in der Form wissenschaftlicher Theologie sollte in öffentlicher, allgemein zugänglicher, reflektierter, kritischer und methodisch geleiteter Form geschehen und deshalb ist die Universität der Ort dafür.

3) Zumal Religion/Theologie als Lebens- und Orientierungswissen von Anfang an die Hauptressource für die ethischen Standards einer Gesellschaft war und bis heute ist. *Ethik und ihre Grundlagen haben in den kritischen Diskursen der Universität ihren natürlichen und auch notwendigen Ort.* Gerade die Naturwissenschaften sind im 21. Jh. auf diesen Dialog angewiesen, um die Folgen ihrer Erkenntnisse selbstkritisch bedenken zu können.

4) Alle Wissenschaften sind historisch geworden und haben eine Verankerung in der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Bei der Religion ist dies in Deutschland die Kirche, die nach wie vor größte gesellschaftliche Organisation nach dem Staat.

5) Der Theologie kommt an der Universität ein Doppel-Status zu: Sie unterscheidet sich formal nicht von allen anderen Wissenschaften, denn alle deuten gleichermaßen die Wirklichkeit/das Leben. Inhaltlich nimmt die Theologie allerdings eine Sonderstellung ein, weil Gott als ihr erster Gegenstand kein allgemein aufweisbares Element dieser Welt und kein Gegenstand des natürlichen Lebens ist.

Gotteswahn, Berlin 2016, 14 f., der sie auf frühkindliche Indoktrination zurückführt und sich selbst als ‚Vernunftmensch' und ‚stolzen Atheisten' bezeichnet: „Man kann stolz darauf sein und hocherhobenen Hauptes bis zum Horizont blicken, denn Atheismus ist fast immer ein Zeichen für eine gesunde geistige Unabhängigkeit und sogar für einen gesunden Geist."

46 Die Suche nach Sinn ist ungebrochen und die Angebote werden immer vielfältiger; eine Allensbach-Umfrage bestätigt diese beiden Tendenzen; vgl. Thomas Petersen, Der lange Abschied vom Christentum, FAZ v. 20.12.2017, S. 10.

Die Theologie ist zunächst einmal eine Wissenschaft wie jede andere auch. Sie teilt mit den anderen Wissenschaften das Vertrauen in die Sinnhaftigkeit der Wirklichkeit, die von allen mit guten Gründen postuliert, aber nicht wirklich begründet werden kann. Alle Wissenschaften überschreiten mit ihrem Zutrauen in das Denken das unmittelbar Zugängliche und leben von diesem Vorschuss. Wie alle anderen Wissenschaften auch widmet sich die Theologie einem Wirklichkeitsbereich menschlicher Existenz: dem Glauben/der Religion als einer zentralen Deutungskategorie des Lebens und der Wirklichkeit. Religiöse Gefühle und Einsichten leisten genau das, was alle Wissenschaften auszeichnet: Sie helfen zur Erklärung, Deutung, Gestaltung und Bewältigung des Lebens/der Welt. Dabei teilt die Theologie als Geisteswissenschaft die Methodik anderer vergleichbarer Disziplinen. Sie ist eine kritische Text- und Reflexionswissenschaft, die streng historisch arbeitet, methodisch orientiert ist und logisch nachvollziehbar argumentiert. Sie arbeitet im Rahmen der Universität öffentlich und setzt sich bewusst der Kritik aus. Allerdings bezieht sie sich nicht auf ein unmittelbar zugängliches Objekt, sondern auf eine Wirklichkeit jenseits ihrer selbst, die aber im Glauben zugleich ihre Wirklichkeit ist. Auf dieser Basis nimmt die Theologie als positive Gottes- und Lebenswissenschaft umfassende Sinnbildungen vor, in deren Zentrum Gott als tragender Grund der Wirklichkeit steht. Damit unterscheidet sich die Theologie zwar von den Deuteversuchen anderer Wissenschaften, deren Interpretationen der Wirklichkeit aber ebenfalls keineswegs voraussetzungslos sind. Auch sie basieren auf Setzungen, deren Sinnhaftigkeit sich immer wieder erst erweisen muss. Insofern teilt die Theologie die axiomatische Grundstruktur jeder Wissenschaft und der christliche Glaube ist so vernünftig (oder unvernünftig) wie alle anderen Welt- und Lebensdeutungen auch. Erst im Vollzug erweist sich die jeweilige Leistungsfähigkeit. Schließlich teilt die Theologie die natürliche Wirkung aller Wissenschaften: Sie nehmen umfassende Sinnbildungen vor, die sich dann als Sinnstiftungen – d. h. die Wirklichkeitsauffassung bestimmende Modelle in der

Geschichte – etablieren. Bis in die Frühe Neuzeit hinein lieferte die christliche Theologie das bestimmende Wirklichkeitsmodell und wurde dann von den Naturwissenschaften abgelöst. Die Konfliktgeschichte zwischen beiden erklärt zahlreiche Missverständnisse und nährt bis heute langlebige Vorurteile. Zugleich wird aber immer deutlicher, dass keine Disziplin für sich den Anspruch erheben kann, die vielfältige ganze Wirklichkeit allein erklären zu können. Vielmehr ergänzen sich die verschiedenen Zugänge zur Wirklichkeit und sind darin verbunden, an der Erklärung und vor allem der Erhaltung der einen unteilbaren Welt zu arbeiten. Schließlich ist die Theologie an der Universität die letzte Wissenschaft, die vom Schöpfungsglauben her die Welt als Ganzes sieht und denkt. Eine Perspektive, die angesichts der krisenhaften Zuspitzung der Menschheitsprobleme im 21. Jh. langsam auch von anderen Wissenschaften wiederentdeckt wird.